

(Nachdruck verboten.)

64]

Um die Freiheit.

Geschichtlicher Roman aus dem deutschen Bauernkriege 1525.

Von Robert Schweichel.

Göb wandte sich mit einem Kopfschütteln von ihm. Er begriff es nicht, daß der Mann, dem die Bauern die Burg verbrannt und den ihre Kurzsichtigkeit eben niedergestimmt hatte, ihre Sache nicht aufgeben wollte. Schon stand er in Begriff, die Kapitelsstube zu verlassen, als er wieder Florian Geyer's Stimme vernahm. Er blieb und horchte. Florian Geyer stellte den Hauptleuten und Räten vor, daß sie stärkere Mittel als diejenigen, die sie besäßen, anwenden müßten, um den Marienberg einzunehmen, wenn ihnen der Beschluß, den sie soeben gefaßt hätten, nicht zum Unheil geheißen sollte; der Ausschuß der Stadt Rothenburg hätte der Bauernschaft zu Haltenbergstedten gelobt, ihr nach allem Vermögen beizustehen, wenn sie in Noth geriethen. Jetzt sei der Augenblick da, die Stadt um ihr Versprechen zu mahnen und schwere Stücke, Pulver und Steine von ihr zu fordern.

Dieser Vorschlag fand allgemeine Zustimmung. „Aber schonet des Papiers,“ bemerkte Leonhard Mesler. „Eine geschriebene Anfrag' kriegt auch nur eine geschriebene Antwort. Auf Papier läßt sich alles schreiben und ich kenne die Bürgerschaft von Rothenburg. So Ihr was erlangen wollet: das Messer an die Kehle.“

„Gut, wir wollen Boten schicken,“ sprach Köhl. „Doch anjeho die Antwort an den Domprobst! Wir wollen's ihm bündig schreiben, daß er das Schloß übergeben muß.“

Göb erbot sich, das Schreiben zu bestellen und sie waren es zufrieden. Nachmittags ritt Graf Georg von Wertheim mit demselben in Begleitung zweier Edelleute von Hochberg hinauf. Vor dem Schlosse stieg er ab, ging allein bis an den lichten Zaun und rief hinein, daß er mit dem Adel unterhandeln wolle. Sogleich stiegen der Domprobst, Sebastian von Notenhahn, Graf Wolf von Kastell, des Bischofs Bruder, Eustachius von Thüngen und Silvester von Schaumburg zu ihm hinaus. Ritter und Chorherren füllten Kopf an Kopf die Mauer. Während Markgraf Friedrich, eine Erscheinung, welcher der Bauer gemäßer als das Priesterkleid gewesen wäre, den Brief empfing und las, fragten die anderen den Grafen Wertheim, wie er denn zu den Bauern komme, daß er für sie unterhandeln wolle?

„Nu, Ihr Herren, ich habe zu den Bauern gelobt und bin der Besatzung Feind,“ erwiderte er.

Da lachten jene: „Haben wir doch keinen Fehdebrief von Dir gesehen.“

„Wie?“ rief des Grafen Schwager, Wolf von Kastell, und hielt sich den Bauch vor Lachen. „Du willst mein Feind sein und ich soll Dir Deine Schwester gefreiet haben, wie reimet sich das zusammen?“

Sie waren überhaupt gar fröhlichen Gemüthes, dem sie hatten von Bischof Konrad gute Nachricht erhalten. Von dem Schwäbischen Bunde sei ihm zu wissen gethan, wie der Aufstand in Oberschwaben theils gestraft, theils vertragen worden und wie der Truchseß im Anzug auf Württemberg sei und dann auch der Pfalz, Mainz und Würzburg zu Hilfe kommen wolle. Sie möchten die Bauern nur noch eine kleine Weile durch Unterhandlungen hinhaltten. So hatte der Bischof ihnen von Heidelberg geschrieben, und Georg von Wertheim mußte ihnen erst versichern, daß er keineswegs scherze, damit sie ihre Heiterkeit etwas dämpften.

„Nein, Ihr Herren,“ betheuerte er, „wie der Henneberger und andere, so bin auch ich mit meiner Herrschaft ganz ernstlich in den evangelischen Bund getreten. Mein Fähnlein ist im Danernheer am fürtrefflichsten gerüstet und ich führe die besten Geschütze mit mir, wohlberjeßen mit Pulver und Steinen, Ihr thäet wohl, das Schloß zu übergeben, alsdann will ich Euch Leib und Gut sichern. Die Bauern sind ganz des Teufels; Ihr habt ihr Ultimatum.“

Da erwiderte der Domprobst Friedrich: „Ein theurer Eid bindet uns, das Schloß mit Gefahr unseres Lebens zu vertheidigen. Es kann mit anders sein.“ Eingedenk der ihm mitgetheilten Beobachtung, die der Dechant von Guttenberg

auf der Kapitelsstube des Neumünsters gemacht hatte, fuhr er wie überlegend fort: „Jedemoch soll es uns auf ein gut Stück Geld nicht ankommen, so dieses die Bauern verjöhnen und sie zum Abzug bewegen könnte.“

„Geld? Geld?“ rief der Graf von Wertheim höchlich überrascht.

Der Brandenburger nickte und fuhr leise fort, während seine Begleiter den Grafen enger umringten: „Das Licht und das Gold schlüpfen durch die kleinste Ritze. Ihr habt Euch dem Odenwälder Heer verbündet? Wohlan, auch Bischof Konrad soll unter Anerkennung der zwölf Artikel bis zur nächsten Reichsreformation in dessen Bund treten. Ich mache mich anheischig, seinen Hauptleuten 3000 Gulden und jedem Knecht einen halben Monatssold zu zahlen, wenn sie sich verpflichten, den Bischof, mich und die Besatzung gegen alle Feinde, die zu Heibingsfeld und anderwärts liegen, falls sie den Vertrag nicht gelten lassen wollen, zu vertheidigen. Ihr sollt es schriftlich haben, so Ihr es verlanget, Graf von Wertheim.“

„Om,“ erwiderte dieser nach einigem Bedenken, „das Ding scheint mir. Es hat einen Stiel, bei dem man es wohl fassen könnte.“ Er tauschte ein verständnißvolles Lächeln mit dem Domprobste aus und schloß dann: „Lasset's mich schwarz auf weiß haben.“

Friedrich von Brandenburg lud ihn zu diesem Behufe in das Schloß. Er lehnte es jedoch mit dem Bemerken ab, daß es Verdacht erwecken könnte; er wollte draußen warten. Während nun in der Kanzlei des Bischofs Geheimschreiber die Urkunde ausfertigte, erwiesen sich die Zurückgebliebenen dem Grafen von Wertheim als gar traute Gesellen. Sie ließen ihn die Befestigungswerke in Augenschein nehmen und Sebastian von Notenhahn selbst erklärte ihm die Verstärkungen, die er vorgenommen, wie er den Lusthain auf der Ostseite des Schlosses niedergelegt und in Verbaue verwandelt hätte, so daß die Geschütze nun frei die Stadt bestreichen könnten und wie auf der Schütt eine neue Schanze aufgeworfen und trefflich montirt sei. Silvester von Schaumburg scherzte, wie er jüngst in Würzburg gewesen, hätte er die Herren Bauern höflich eingeladen, heraufzukommen. „Sie haben zwar gesunde Zähne, aber sie werden sie sich an dieser Kruste wohl ansbeißten,“ fügte er lachend hinzu, und der Schwager des Grafen von Wertheim äußerte: „Wie ich vernehme, haben sie in der Stadt drei Galgen errichtet, aber sie hängen niemand daran. So wie dieser Hummel vergeht, und das wird über ein Kleines geschehen, hängen wir sie an allen Bäumen.“

„Große Hoffnungen laufen auf kurzen Beinen,“ wiegte der von Wertheim zweifelnd den Kopf. „Und Du weißt, daß die Nürnberger keinen hängen, sie hätten ihn denn. Verdient haben sie es freilich und bei meinem Schutzpatron, viel Schlimmeres noch!“

„Sie haben mir mein Bergschloß Stollberg und auch Kastell, wohin mein Weib von dort mit den Kindern gestoßen war, in Asche gelegt,“ rief Graf Wolf mit finstern Gesicht.

„Leider, ich weiß ja,“ wollte ihn sein Schwager unterbrechen. Der aber fuhr fort: „Aber sie sollen's am lebendigen Leibe spüren, wie Feuer brennt!“

Es mochte keiner mehr scherzen. Alle schwiegen mit verdüsterten Mienen.

Bald darauf brachte der Domprobst die Urkunde und Georg von Wertheim ritt mit seinen zwei Begleitern nach Hochberg hinunter.

Im Bankettsaal aber, dessen Wände Meister Grimewald einst mit der Hochzeit zu Rana und anderen Schildereien geschmückt hatte, entwickelte sich ein gewaltig Pökuliren. Der Domprobst hatte des Bischofs Hofmeister von Notenhahn bewogen, die goldenen Quellen im Schloßkeller zu erschließen, um die verheißungsvollen Nachrichten von Heidelberg und die soeben ausgestreute Saat der Zwietracht unter den Bauernheeren reichlich zu besfruchten. Da saßen sie an den langen Tischen, Ritter und Chorherren in buntem Gemisch und thaten um die Wette tiefe Trünke. Die Winzer im Weinberge des Herrn blieben hinter den Schwertmännern nicht zurück. Der wilde Zeisolf von Rosenbergr aber machte allen den Epheustranz streitig, selbst den Domherren Hans von Dichtenstein, Martin von Wiesenhan und Weiprecht von Grumbach, deren Gesichter gleich einem feurigen

Dreigestirn glühten. Der rotke Zeisolf und der fette Junker von Finsterlohr waren keine Lehnsleute des Bischofs, aber sie waren beide auf den Marienberg gekommen, um mit den Bauern, denen sie zu Hattenbergsteden Frieden hatten geloben müssen, desto härter Abrechnung zu halten. Während der eine durch sein Trinken die Bewunderung der Tafelrunde erregte, verursachte Philipp von Finsterlohr deren wiederholtes Gelächter durch seine saftigen Joten.

Einer aber berührte den Becher nur selten einmal, auch sprach er kein Wort. Hohlwangig, mit großen, nachdenklichen Augen saß er in seiner Barfüßerkutte unter den Zechenden. Das war der geschickte Feuerwerker, der weit und breit als Schwarzkünstler berufen war. Auch des Domherrn Grumbach Vetter von Nimpar, Hans und Wilhelm nahmen nur einen mäßigen Anteil an den Freuden des Bacchus. Da sie bei dem Bisthum zu Lehnen gingen, hatten sie sich auf dem Marienberge einfinden müssen. Sie hätten wohl gern das Beispiel des Grafen von Henneberg nachgeahmt, allein dazu war ihre Macht zu gering, und Wilhelm von Grumbach mochte wohl die Hoffnung, die Hand Adelgunde's von Thüngen zu gewinnen, noch nicht ganz aufgegeben haben. Schön war das Fräulein durchaus nicht, dafür die Ruhme des Bischofs. Dagegen hatte die Natur Wilhelm von Grumbach derart ausgestattet, daß er vor weiblichen Augen wohl bestehen konnte. Er war breit in den Schultern und schmal in den Hüften. Von Gesicht ähnelte er seiner Schwester Barbara und sein Haar war rötlich blond wie das ihrige. Seine blauen Augen aber waren von einem stählernen Glanze und wie er sie beobachtend auf Adam von Thüngen richtete, der neben Zeisolf saß, blitzte es aus ihnen wie die Spitze eines Dolches. Sein Gesicht, dessen Oberlippe der erste Bart noch schwach beschattete, wandte sich dabei verbindlich seinem Nachbar zu, scheinbar dessen Worten lauschend, und es enthüllten sich seine blendend weißen, starken aber spitzen Zähne.

In dem engen Verkehr, den das Zusammenleben auf dem Marienberge bedingte, war ihm die Hoffnung, mit Adam von Thüngen in ein verwandtschaftliches Verhältnis zu treten, mehr und mehr entschwunden. Die rauschenden Vergnügungen der Fastnacht hatten den Hochmuth, der in Adam's Charakter den schärfsten Zug bildete, etwas gedämpft. Jetzt machte er sich um so mehr geltend und er ließ es Wilhelm von Grumbach merken, daß er in ihm nur den nichts bedeutenden jüngeren Bruder eines Vasallen seines bischöflichen Veters sah. Ja er zeigte ihm gesüßentlich die kalte Schulter, seitdem Wilhelm von Grumbach in den kriegerischen Uebungen, mit denen man sich auf dem Schlosse die Zeit vertrieb, sowohl im Lanzenwerfen nach dem Türtenkopfe wie im Armbrustschießen als der unstreitig gewandtere und geschicktere von beiden sich erwies. Wilhelm von Grumbach knirschte innerlich. Sein älterer Bruder Hans war von Natur wortkarg und, gewöhnt, zu Hause bei jedem Wetter dem Waidwerk obzuliegen, langweilte er sich in der Ruhe auf dem Marienberge sträflich. Plötzlich hob er den schweren Kopf von der Betrachtung des goldenen Blutes in seinem Becher lauschend auf. Sein feines Zügelohr vernahm durch den Lärm des Bacchanals die Worte: „— ettel Teufelswerk treiben sie und insonderheit ist's der Erzteufel, der zu Mühlhausen regieret und nichts denn Raub, Mord und Blutvergießen anrichtet, wie denn Christus, Johann, 8, von ihm sagt, daß er sei ein Mörder von Anbeginn.“

„Wer denn?“ fragte Hans von Grumbach seinen Nachbarn Matern von Westenberg, der sich aus innerer Hitze das Bams aufgenestelt hatte.

„Der Thomas Münzer, das Scheusal, ist gemeint,“ schnaufte jener. „Aber loset, loset!“

Der Domdechant von Guttenberg hatte sich erhoben und las etwas vor. Es war Luther's wüthige Schrift gegen die Bauern. Stillter und stiller ward's im Saal und selbst diejenigen lauschten, die sie bereits kannten. Der Domdechant konnte jedoch die Vorlesung nicht beenden; denn als er zu den Worten kam: „Solch' wunderliche Zeiten sind jetzt, daß ein Fürst den Himmel mit Blutvergießen besser verdienen kann, denn andere mit Veten...“ da unterbrach ihn der Domherr von Biesenstau mit bereits schwerer Zunge: „Was Veten? Der Kerl ist selbst ein verfluchter Ketzer und hat den ganzen Kummel angefangen.“

„Wir werden schon zerhauen, würgen und stechen, daß es eine Art hat,“ rief Graf Wolf von Kastell. „Dazu braucht er uns nicht erst zu hehen.“

„Vernehmt noch, was für Belohnung uns der meineidige König dafür verheißt,“ überbot der Domdechant die lärmenden Zurufe und verlas den Schluß der Schrift: „Weißt Du

darüber todt, wohl Dir, seligeren Tod kannst Du nimmer überkommen. Denn Du stirbst im Gehorsam göttlichen Wortes und Befehls und im Dienst der Liebe, Deinen Nächsten zu retten aus der Hölle und des Teufels Banden.“

„Meinen Hals zum Pfand, daß der stinkende Ketzer damit sich bloß den Rücken hat decken wollen, wenn der Schwäbische Bund ihn etwan als Hauptursacher des Aufruhrs an die Ohren kriegen sollte.“ So lautete die Weisheit Kaspar's von Reinsteiu.

Der Domprobst nahm Luther gegen diese Unterstellung in Schutz. „Nein, furchtsam ist er nicht,“ äußerte er. „Er versucht's halt mit allen Parteien, die ihm dienlich sein könnten. So zuerst mit dem Franz von Sickingen und Hutten, dann mit den Bauern und jetzt sind wir an der Reihe, nachdem der Kurfürst Friedrich von Sachsen das Zeitliche gesegnet hat.“

„Der das Haupt aller Ketzer war,“ schaltete des Bischofs Bruder, Eustachius von Thüngen, giftig ein.

„Wir sollen für ihn die Reformation durchdrücken und ihm die Ehre lassen,“ fügte der Domprobst noch hinzu.

„Kutte bleibt Kutte,“ rief Zeisolf mit seiner gewöhnlichen Rücksichtslosigkeit. „Gönnen wir ihm den Knochen, uns das Fleisch.“

„Auf denn zum fröhlichen Jagen,“ fiel sein Freund ein.

„Zum Teufel mit der Hasenjagd, ich pürsch' auf ander Wild,“ rief Wolf von Kastell verächtlich.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

In den letzten Tagen lag es beinahe wie gereizte Kulturkampf-Stimmung in der Luft. Bald klang es wie Vangigkeit vor dem „erneuten katholischen Aufschwung“, bald gar wie Drohung; und die seltsamsten Netter des freien, individualistischen Geistes, freier Wissenschaft und Kunst vereinigten sich zu herzbeleglichen Wehklagen über den Katholikentag zu Erfeld. Bei derartigen Tagungen ist das weitausgreifende Kraft- und Schlagwort von jeder zärtlich gepflegt worden. Manche Erscheinungen im Auslande, das Glück der Zentrumslandkandidaten bei den letzten Reichstagswahlen kamen dazu, und so hatte man längst vertraute reaktionäre Wünsche diesmal mit etwas lauterem Plomb, mit zuversichtlicherer Bedeutung vortragen. Darüber nun wurden die Freiheitshebeln unserer Bürgerschaft bis in die Reih'en derer um Stumm hinein unruhig. Es ist Thatsache: Leute aus liberalen Lagern, die mit beschränktem Haß sonst alles verfolgen, was dem scholastischen Durchschnittsgeist im Wissen und Können zuwiderläuft, Leute, die sonst im höchsten Grade an „Neophobie“, an Angst vor Neuerungen tranken, entrüsteten sich gemeinsam mit den angriffslustigsten Mudererelementen.

Ein ganz eigenthümliches Schauspiel! Arme Wissenschaft, arme Kunst! Geriethet ihr unter die Fäuste der Stöder und Iskraut, die jetzt für Euch den Individualismus wider die kommunistisch-kirchlichen Gedanken von Erfeld anrufen, wie könnt ihr arg geschunden und verbläut davon, und hätten Euch jene Bürgermänner zu befehlen, die auch im Wirtschaftsleben den uneingeschränkten individualistischen Segen preisen, wie würde Euch auf Schleichwegen zugesetzt! Die einen wären gewaltthätige Eiferer, die anderen würden die stark hervorbrechende wissenschaftliche oder künstlerische Individualität durch andere Strafmittel niederzwingen. In unseren Tagen des herrlichen, freien Erwerbs giebt es Entzückungs-Kuren für die Ungesälligen, und freundlich klingende Belohnungen für die Gefälligen.

Wozu also der Lärm, wozu die Kulturkämpferische Hize, wozu die Schredenshinweise auf geistige Inquisition und auf den Jesuitismus? Ließe sich der neuweltliche Geist verschütten, ließen sich die Ergebnisse modern-egatter Wissenschaften widerrufen, wären wir so weit gekommen: dann hätte das Gezeter von Mudern und Handelsleuten, denen ja doch alle ideellen Güter Schachermattare sind, verdammt wenig Werth und Gewicht. Sie würden sich am letzten Ende doch verbrüder'n, die sich heute so unduldsam zu hassen scheinen.

Der freie individualistische Erwerb! Oester tauchte in der jüngsten Zeit dies Schlagwort auf und es ist bezeichnend, wie gerade in den finanziellen Kreisen, in denen am rücksichtslosesten nach diesem Schlagwort gehandelt wird, eine Farbenblindheit für gewisse grelle Erscheinungen eintritt.

Wieder einmal ist nämlich ein Zeitungsschreiber gefallen; er stolperte über die freundlich „klingenden“ Belohnungen, mit denen die Herrenwelt der Finanz arme gefügige Teufel loden. Wieder einmal muß der Gefallene alle Schläge über sich ergehen lassen und die moralischen Urheber gehen frei aus. Es handelt sich diesmal um einen Handelsredakteur. Unsere Presse schweigt gern über Dinge, die das Thema Presse und Kapital streifen. Der Handelsredakteur hatte nach den Begriffen veralteter, vielfach proletarischer Zeitungs-menschen wider journalistischen Anstand sich vergangen.

Er sollte sich von dem Verdacht, der auf ihm lastete, reinigen. Am vergangenen Sonnabend hätte ein öffentliches Gerichtsverfahren Klarheit zu schaffen gehabt. Der Sensationsprozeß unterblieb. Der Handelsredakteur zog im letzten Augenblick seine Klage zurück und hat damit vor seiner Kollegenschaft ein stummes Geständniß ab-

gelegt. Er gehörte, wie sein Vorgänger Moritz Meher, der seinerzeit vom Abg. Schoenlant im Parlament festgenagelt wurde, dem Stab der „Bosfischen Zeitung“ an.

Der Mann und seine Schuld erscheinen fast ganz nebensächlich, wenn man sie dem Ehrbegriffe der „individualistisch frei erwerbenden“ Welt gegenüberstellt. Es hätte die Dessenlichkeit gewiß interessiert, zu erfahren, mit welcher Naivetät gewisse Machenschaften in „frei erwerbender Handeltshschaft“ angesehen werden. Firmen von Klang, erste Namen sehen nichts Bestrebliches darin, einem Handelsredakteur, von dem sie irgend eine „Privatarbeit“ erbitten, ein goldschweres Trinkgeld zuzuweisen. Man soll auch nicht kleinlich sein. Wer Fischzüge nach Tausenden und Abertausenden zu machen gewöhnt ist, der findet nichts darin, wenn der journalistische Bediente auch einmal für ein Privat-Arbeitsstündchen ein ausnahmsweise hohes Honorar erhält. Hand wird nur von Hand gewaschen. Geschäft ist Geschäft. Für den Handelsmann mit freiem Erwerb ist darüber nichts zu reden; und stände er auf einer „sozialen Höhe“, daß er wie ein eckbärtiger Junker jede Verunglimpfung seiner selbst nur mit der Waffe in der Hand rächte, darin findet er nichts Anstößiges. Das sind gleichsam Geschäftsspesen, wenn man sich gefällige Leute der Presse warm hält. Wenn elende, armselige Zeitungsschreiber darüber anderer Meinung sind, so ist das die Schuld verkehrter, geschäftsfremder Erziehung. Je höher der Zeitungsschreiber an Gewicht steigt, umso vorurtheilsfreier kann er dann werden, und fast kann er sich auf den Standpunkt des modern aristokratischen Finanzmannes emporschwingen. So kann ich mir Chefredakteure, selbstverständlich nur bei ganz angesehenen Blättern, vorstellen, die in der Anerkennung des freien Erwerbsfinns schon so vorgeschritten sind, daß sie die Weise unseres Handelsredakteurs für durchaus gerecht anerkennen. Sie könnten allenfalls noch zweifeln, ob es nobel sei, wie ein Tappert von kritischen Mustern Entschädigungen für Abendbrot und Nachtröschle zu empfangen. Wenn man aber sein Geschäft großzügig betreibt und großen Handelsleuten kleine Gefälligkeiten als Sachkenner ausarbeitet — und der Vertreter einer großen Zeitung ist immer Sachkenner — soll man sich da etwa bezahlen lassen, wie sonst ein powerer Zeitungsarbeiter? Man kann ja auch ein zeitungspotentialreiches Korpsbewußtsein haben und als gewichtiger Chef ausrufen: derlei Dinge haben die journalistische Werthschätzung. Ein tüchtiger Handelsredakteur hält auf Preise für seine Privatarbeit. So kommt man, selbst wenn man vom Journalismus ausgegangen ist, schließlich doch zur freien Erwerbshre, die sich so wesentlich von der Arbeitshre des armen Teufels unterscheidet. Das war nicht gut, daß nun all diese Dinge nicht vor die volle Dessenlichkeit gelangten. Man hätte wieder einmal gehen, wie freundschaftlich die kapitalmächtigsten Herrschaften einem Habenichtsn von Zeitungsschreiber auf die Schulter tippen und ferner hätte man ganz deutlich erlannt, wo und in welchem gesellschaftlichen Zusammenhang die freie Erwerbshre und die gebundene Arbeitshre sich offenbaren.

Jedenfalls hat jene parteiliberale Presse, die in der verfloffenen Woche so kulturlämpferisch überhitzt war und den herrlich freien Idealismus gegenüber christlich-kommunistischer Gebundenheit rühmte, vorerst Grund genug, vor eigenen Thüren zu segnen. Manchmal erlebt man in der kirchlich-kommunistischen Organisation erzentrischen Erscheinungen gegenüber Dinge, die im Bourgeoislager nicht auszu-denken wären.

Eines der originellsten Vorkommnisse der Gegenwart knüpft sich an den Tod von Felicien Rops, einem der frechsten und zugleich genialsten Künstler von Paris. Erst neulich ist Rops, der ein Blame von Abstammung war, gestorben.

Ein unerschrockener Zyniker von galligen Temperament ist in dem Meisterradierer Rops dahingegangen. Wie manch anderer Namländer brachte er die Reigung zum Phantastisch-Grotesken mit und sein bitter launischer Witz fand im modernen Paris in gewissen verwesenden Gesellschaftskreisen reiche Nahrung. Er erfuhr, was in dieser Gesellschaft das Weib zu bedeuten habe; alle Welt erfährt es ja heute wieder in den Esterhazy- und Drehfus-Händeln; und er verallgemeinerte. Das Weib ward ihm die Versucherin, die valantissimo im altbenedicten Sinn, das satanische Prinzip. Das Weib ward ihm Dirne und Bestie zugleich und so kam er zu seinen künstlerischen, glanzvollen, aber im gemeinen Bürgerverstand ganz schamlosen Zeichnungen. Das Laster, wenn es mit großem Zynismus dargestellt ist, erweckt keine Lusternheit. So gilt es auch für die Darstellungen von Rops. Aber im Bourgeoisinn, der sich sonst gern von Pilanterie wollüstig kitzeln läßt, ist der herbe Satyriler Rops ein scheußlicher Zerstörer. Er zeichnet die Frau Venus und das Verderben dazu; er ist zu grausam, als daß er kitzeln könnte!

Für die Familie also gelten die Blätter von Rops als Gräuel; jedem braven Ehegatten müssen sie als die leidhaftige Unmoral und Boshaftigkeit vorkommen. Und doch hat derselbe Felicien Rops in seiner belgischen Heimath Absolution erhalten. Erllerkale Blätter nennen ihn einen der Jhrigen, einen katholischen Künstler. Da man seinen „unfromm satanischen“ Sinn nicht leugnen kann, so läßt man ihn als Mahner, als Schredprinzip gelten. In die Seite der Bollust setzt er stets den Tod und die furchterliche Gestalt des Teufels. Allerdings mußte Rops erst mit großem Namen gestorben sein, eh daß für die kirchlich Gesinnten der Mann sich löste und ehe man auf Umwegen den wieder in Gnaden aufnahm, dem man sein besonderes Schaffen gewiß unmöglich gemacht hätte, wäre es nur irgend denkbar gewesen. —

Alpha.

Wie Freiligrath verhaftet wurde.

Ein Gedenblatt zum 29. August.

Troy alledem und alledem,
Troy Wien, Berlin und alledem
Ein schänder, scharfer Winterwind
Durchfröstelt uns troy alledem,
Das ist der Wind der Reaktion
Mit Mehlthau, Neif und alledem.

Als Freiligrath im Sommer des „tollen“ Jahres diese Zeilen niederschrieb, ahnte er schon, was kommen würde, die Reaktion — doch er hatte noch Hoffnung, troy alledem und alledem. —

Seine leidenschaftlichen Gedichte, mit denen er im Frühjahr das Volk begeistert hatte, in denen er die Massen zum Kampfe anfeuernte, mit denen er die Revolution, ihres guten Zweckes willen, schürte — diese Gedichte hatte Freiligrath aus seinem Zufluchtsort, aus London, herübergeschickt.

Und das Volk stand auf. In sein Exil drangen die Nachrichten von der Revolution in Italien; wie sie dann herüberkam über die Alpen nach Frankreich und Deutschland. Freiligrath antwortete mit seinen Gedichten „Im Hochland fiel der erste Schuß“ und „Die Republik“.

Dann folgten die Nachrichten vom Aufstand in Wien und vom Sturze Metternichs und endlich am 18. März Barrikadenkämpfe in Berlin, Preußen wird ein konstitutioneller Staat. Da hielt es den Dichter nicht mehr länger im Ausland; er zog in seine Heimath und ließ sich in Düsseldorf nieder. Er wollte selbst mit genießen, sich selbst mit erfreuen an der Erfüllung seiner Hoffnungen.

Doch was er sah und erlebte, war nicht wie er es erwartet hatte. Die Bevölkerung hatte den gefeierten Dichter mit Begeisterung empfangen. Freiligrath mußte sich aber dann selbst bekennen, daß viele nicht so wie die Barrikadenkämpfer dachten und daß gerade die sogenannten Intelligenteren die Revolution für etwas anderes hielten, als wie sie der ehrliche Dichter besungen.

Das that seinem Herzen weh; doch er vertraute dem gesunden Sinn des Volkes, troy alledem und alledem. Sein dichterischer Genius und seine unverhehlte Wahrheitsliebe ließen ihm von den Bestrebungen jener gährenden Zeit auch nicht einen Deut nehmen, je breiter sich auch die Reaktion machte. Als er aber erkennen mußte, daß das mit theurem Blut Errungene langsam, aber sicher dem Volke entwunden ward, als die Reaktion sich sogar anschickte, mit der gesammelten Waffennacht ihren Kampf zu führen, da entflammt sein heiliger Zorn. In leidenschaftlicher Erregung wirft er seinen Zorn „Die Todten an die Lebenden“ in die Massen:

„Die Kugel mitten in der Brust, die Stierne breit gespalten,
So habt Ihr uns auf blutigem Brei hoch in die Luft gehalten!
Wir dachten: hoch zwar ist der Preis, doch eßt auch ist die Waare,
Und legten uns in Frieden d'rum zurecht auf uns'rer Bahre.
Weh Euch, wir haben uns getäußt! Hier Monden erst vergangen,
Und alles feig durch Euch verschert, was trotzig wir errangen!
Was unsrer Tod Euch zugewandt, verlottert und verloren —
O, alles, alles hörten wir mit leisen Geisferöhren.“

Die Wirkung, welche das Gedicht auf die Bevölkerung ausübte, läßt sich kaum beschreiben. Die erste Auflage ist in Düsseldorf an einem Tage verkauft worden. Alle Tageblätter druckten es ab und in wenig Tagen war es bekannt im ganzen Lande bis in die entferntesten Winkel hinein.

Und womit antwortete die Reaktion?

Am 29. August 1848 erhielt Freiligrath eine scheinbar bedeutungslose Vorladung zu einem Termin. Wohlgemuth ging er hin. Er wurde verhaftet, und der Prozeß wegen Hochverrats wurde ihm gemacht.

Die Aufregung in der Stadt wuchs von Tag zu Tag, je länger die Verhandlung hinausgeschoben wurde, doch verhinderte man einen Ausbruch der drohenden Gährung, um der Reaktion nicht Vorwand zu neuen unheilvollen Gewaltthatigkeiten zu geben. Endlich, am 3. Oktober, sollte Freiligrath vor den Geschworenen erscheinen.

Am frühesten Morgen waren schon alle Straßen, die vom Arrestlokal nach dem Gerichtsgebäude führten, überfüllt: auch der Verhandlungsaal war vollgepfropft. Die Gattin, die alle Mühseligkeiten des gehegten und verfolgten Dichters miterlebt hatte, war im Zuschauerraum erschienen. In ihrer tödlichen Angst hatte sie sich sogar mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß ihr Gatte zum Tode verurtheilt werden könnte.

Um 8 Uhr verkündete lautes Hurrarufen das Herannahen des Angeklagten, der mittels Droschke zum Gerichtshause befördert wurde. Der Wagen fuhr durch dichtgedrängte Reihen hindurch. Frauen und Jungfrauen überreichten Kränze, und aus den Fenstern regnete es Blumen. Das war nicht ein Zug zur Gerichtsstelle, es war ein Triumphzug. Donnernde Hochrufe gelitten in den Straßen auf und nieder und pflanzten sich fort bis in den Gerichtssaal hinein, und als dann in der Anlageschrist auch das verbrecherische Gedicht verlesen wird, durchbrauste den Gerichtssaal ein Hurrarufen, daß der Präsident sich veranlaßt sah, mit Räumung des Saales zu drohen.

Um Mittag rückten dann noch ungezählte Arbeitermassen vor das Gerichtsgebäude. Die Haltung derselben war ganz unzweideutig. Der Zustand schien bedenklich zu werden. Und wer weiß, was sich hätte ereignen können, wären die Geschworenen nicht auf die Ausführungen der Vertheidiger eingegangen, daß man das Schaffen eines Dichters nicht nach dem Paragraphen des

Estrafgesetze oder gar vom Standpunkt einer Partei beurtheilen dürfte.

Es war gegen 1 Uhr, da wehte ein Taschentuch zum Fenster des Gerichtsgebäudes hinaus, und die draußen Harrenden vernahmen die Worte: „Frei, frei!“ In tausendfachem Echo brauste der Ruf durch die Straßen der Stadt und eine Nüßung vor Freude bemächtigte sich der zahllosen Menschenmenge.

Mit hoherhobenem Haupte, die Augen blühend vor Glück und innerster Bewegung, schritt der Freigesprochene aus dem Portal, begrüßt von stürmischen, nicht endenwollenden Hochrufen. Kränze flogen auf ihn nieder, festlich gelleidete Mädchen bestreuten den Weg mit Blumen; drei Musikkorps, die sich freiwillig angestellt hatten, empfingen ihn mit rauschendem Lufsch, aus allen Fenstern Liederhören und jauchzendes Zurufen — Thränen der Freude in allen Augen.

Man wollte Freiligrath auf Armen durch die Stadt tragen; doch er hat lächelnd, davon Abstand zu nehmen. Aber man begleitete ihn im Triumph nach seiner Wohnung und erst als er dort angekommen war, verließ sich die Menge.

Doch das Volk hatte noch nicht genug gethan. Am Abend versammelte es sich wieder und brachte dem Dichter einen Fackelzug. Im blutrothen Feuerchein der Fackeln trat Freiligrath ans Fenster und dankte mit übervollem Herzen durch ein Gelübniß für die Sache des Volkes. Donnerndes Hochrufen antwortete ihm, und aus den hoherhobenen Händen wehten ihm tausende von Exemplaren des verhaßten Gesanges der „Todten an die Lebenden“ entgegen. — Karl Schulz.

Kleines Feuilleton. Geographisches.

t. Der Landzuwachs Italiens im Po-Delta ist kürzlich von Professor Marinelli untersucht worden. Daß sich die Mündung des großen norditalienischen Stromes immer weiter in das Adriatische Meer vorchiebt, ist längst bekannt, daß der Landzuwachs aber ein so bedeutender ist, wie es jetzt festgestellt worden ist, hat man doch kaum angenommen. Marinelli hat durch einen Vergleich von Messungen, die im Jahre 1893 angestellt wurden, mit einer österreichischen Karte aus dem Jahre 1823 ermittelt, daß in diesen 70 Jahren sich das Land um etwa 762 Quadratkilometer vergrößert hat, so daß also Italien seit dieser Zeit um $\frac{1}{600}$ seines damaligen Flächenraumes größer geworden ist. Die Landzunahme dauert natürlich seitdem fort. Marinelli hat auch zu berechnen versucht, wie lange Zeit noch vergehen wird, bis der Po mit seinen Sinkstoffen das ganze nördliche adriatische Meer diesseits von 44 $\frac{1}{2}$ Grad nördlicher Breite ausgefüllt haben wird; eine solche Berechnung ist freilich sehr unsicher, da die Po-Mündung die Neigung zeigt, sich immer mehr nach Süden zu wenden. Marinelli schätzt, daß sicher über 100 Jahrhunderte, vielleicht 120 Jahrhunderte, bis zur Ausfüllung des Adriatischen Meeres vergehen werden. —

Aus der Pflanzenwelt.

— **Niesenhäume.** Verhältnismäßig am zahlreichsten unter den Niesen der Wälder, schreibt der „Prometheus“, kommt der Affenbrotbaum, in Westafrika Voabab genannt, vor; giebt es doch darunter Exemplare, deren Blätterdach eine Peripherie von mehr als 200 Metern besitzt, wobei das Alter z. B. eines Voabab in Senegambien, am Kap Verde, auf 6000 Jahre geschätzt wird. Annähernd gleich lange Lebensdauer weisen nur noch Cyressen auf, und unter diesen steht die megitanische Sumpfpresse obenan. Eine Cyresse in der Sierra Nevada in Kalifornien besitzt bei einer Höhe von 100 Metern ein Alter von 3000 Jahren, während das einer anderen Cyresse bei Santa Maria de Tesla in Mexiko auf 4000 Jahre geschätzt wird. Baumriesen in bezug auf Höhe und Alter kann auch Australien aufweisen; es giebt daselbst Eucalyptusbäume von mehr als 100 Metern Höhe und mit Jahresringen, die auf ein Alter von mehr als 2000 Jahren schließen lassen; der Stamm dieser Bäume erreicht aber nur in seltenen Fällen einen Durchmesser von 8 bis 9 Metern. Unter allen Niesenhäumen ist in jüngster Zeit weiteren Kreisen namentlich der kalifornische Mammutbaum, der amerikanische Big-tree, bekannt geworden, dessen noch vorhandene Bestände in Kalifornien von der amerikanischen Regierung sorgfältig geschützt und aufgeforscht werden, so daß ein Aussterben des Baumes, der ja auch in Süddeutschland und Oberitalien häufig als Fierbaum angepflanzt wird, nicht zu befürchten ist. Auf der Weltausstellung in Chicago war als Sehenswürdigkeit das untere Stammende eines Mammutbaumes ausgestellt. Der stehen gebliebene Baumstumpf hatte einen Umkreis, auf dem 40 Mann bequem Platz fanden. Gegenwärtig ist im Museum des Berliner Botanischen Gartens eine Platte zu sehen, die $\frac{1}{11}$ Sektors des Stammquerschnitts des nämlichen Niesenhaines darstellt. Der Durchmesser desselben betrug 12 Meter, seine Höhe 122 Meter; nach genauer Feststellung der Jahresringe wurde sein Alter zu 1387 Jahren errechnet und an Kugelholz wurden von dem ganzen Stamm mehr als 12 000 Kubikmeter gewonnen. Bemerkenswerth ist der auffallende Unterschied in dem jährlichen Wachsstum des Baumes in den verschiedenen Jahren und Jahrhunderten. Während die Jahresringe des ersten Jahrzehntes und darüber hinaus je etwa 1 Zentimeter Abstand von einander bewahren, hat sich der Baum, wie von einer mit diesbezüglichen Daten versehenen Skala an der

erwähnten Platte abzulesen ist, von 1871 bis 1888 um kaum zwei Zentimeter, also nur etwa um $\frac{1}{10}$ des anfänglichen Zuwachses erweitert. —

Aus dem Pflanzenleben.

ie. Eine schmetterlingfressende Pflanze wird im Pariser „Cosmos“ beschrieben. Dieselbe heißt Auragia albans. Die Pflanze ist in Süd-Afrika heimisch, gedeiht aber leicht überall, wo sie keinen Frost zu fürchten hat. So wird sie namentlich auf Neu-Seeland vielfach als Fierpflanze gezogen, da sie eine große Zahl von angenehm riechenden weißlichen Blüten treibt und sich an Wänden und Bäumen emporrankt. Ihre Blüten üben auf Schmetterlinge eine bedeutende Anziehung aus, und man kann einen Auragiabusch oft ganz mit Schmetterlingen bedeckt sehen. Namentlich sind es Nachtfalter, die die Blüten besuchen, sehr zu ihrem Unheil. Der Blütenkelch ist tief und der Nektar liegt ganz auf seinem Grunde. Der Schmetterling, durch den starken Geruch des Honigs angelockt, dringt in den Kelch ein und reißt seinen Nüssel nach der süßen Nahrung aus. Aber bevor er ihn wieder zurückziehen kann, wird derselbe von zwei festen Zangen gefaßt, die den Ausgang versperren und den Falter so lange gefangen halten, bis er stirbt. —

Technisches.

k. Der Preis des Aluminiums war noch vor etwa 40 Jahren ein ganz kolossal hoher, und erreichte selbst den des Goldes. Interessant ist es zu verfolgen, wie mit der Zunahme der Produktion des Aluminiums der Preis desselben gefallen ist. Während z. B. im Jahre 1856 1 Kilogramm Aluminium noch 815 M. kostete, war der Preis im Jahre 1862 schon auf 103 M. gefallen, der bis zum Jahre 1886 als Normalpreis angesehen werden kann. Dann kam der rapide Preissturz, der durch die Anwendung der Elektrizität bei der Herstellung des Aluminiums bedingt wurde. So kostete 1 Kilogramm im Jahre 1887 nur noch etwa 73 M. und im folgenden Jahre sank er sogar schon auf 44 M. 1890 kostete 1 Kilogramm nur noch 18,50 M. und im Jahre 1895 konnte man es schon für 6,50 M. kaufen. Heute zahlt man für 1 Kilogramm nur etwa 2,75 M., so daß man also heute für denselben Preis, für den man 1856 nur 1 Kilogramm erhielt, etwa 295 Kilogramm erhalten kann. Allerdings betrug die Produktion im Jahre 1890 nur 8,7 Tonnen, stieg aber schon 1892 auf 1150 Tonnen und hat im letzten Jahre schon 20 000 Tonnen überschritten. —

Humoristisches.

— **Undenkbar. Arzt:** „... Also die Hauptsache ist: Sie dürfen sich nicht ärgern und kein Bier trinken!“ — **Patient:** „Aber Herr Doktor, wie ist das menschenmöglich, daß ich mich nicht ärgern soll, wenn Sie mir das Bier verbieten?“ — **Bringen-Erzieher. Professor:** „Hohheit belieben Hloch mit einem B zu schreiben. Die Hlöse der gewöhnlichen Menschen werden indessen mit F geschrieben!“ — **Entschlich. A.:** „Bei Ihnen daheim soll ja große Sittensirenge herrschen!“ — **Kleinstädter:** „Ei freilich! Bei uns ist einmal ein alter Oberlehrer in allen Gesellschaften unmöglich gewesen, weil er in der Nachbarschaft dabei gesehen wurde, wie er vor einer Venusstatue seine — Brille gepuht hat!“ — („Flieg. Bl.“)

Vermischtes vom Tage.

— **Einen schwarzen Storch** von außerordentlicher Größe hat ein Rittergutspächter in Klein-Gischow (Mecklenburg) erlegt. Der Storch wog 8 Pfund, die Spannweite seiner Flügel beträgt 2 Meter, das Maß von der Schnabel- bis zur Schwanzspitze 1 Meter 11 Zentimeter und die Schnabellänge 20 Zentimeter. — **Die Lübecker Volksschulen** sind fast sämtlich mit Brausebädern versehen worden. — **Bei Loichingen** auf der schwäbischen Alp sind am Mittwoch sieben Menschen, die unter einem Baume standen, vom Blitz getroffen. Einer wurde erschlagen, die anderen lebensgefährlich verletzt. — **Die Arbeiten am Simplontunnel** haben auf schweizerischer Seite bei Brieg begonnen. Achtthundert Arbeiter sind dort bereits in Thätigkeit. In kurzer Zeit soll ihre Zahl auf 1000 steigen. — **Im Jahre 1904** soll in Christiania eine nordische Ausstellung veranstaltet werden. — **Ein ungeheurer Brand** zerstört die Waldungen des Departements der Landes. Die Flammen heben sich bis zu einer Höhe von 150 Metern gegen den Himmel empor und bieten besonders in der Nacht ein schreckliches Schauspiel. Von den Garnisonen von Bourdeaux, Bayonne u. s. w. wurde Hilfe nach dem Brandorte abgefordert, um gemeinsam mit der Landbevölkerung den Brand zu lokalifizieren. Derselbe erstreckt sich bereits in einer Länge von 100 Kilometern. — **In Belfast (Irland)** ist eine Typhus-Epidemie ausgebrochen. In der letzten Woche kamen 257 Erkrankungen vor. Im August erkrankten im ganzen 605 Menschen. — **Zurückbare Erdererschütterungen** verwickelten im Kaukasus die Stadt Alexandropol und die umliegenden Dörfer. Zahlreiche Häuser brachen zusammen. Besonders stark hat die Festung Alexandropol gelitten; ihre Thürme stürzten ein. Lazareth und Kaserne wurden gleichfalls stark beschädigt. —